

Hoffnungslosigkeit bei Kafka hinweist, findet **Barbara di Noi** gravierende Unterschiede bei der Anwendung abstrakter Metaphern. **Vesna Kondrič Horvat** demonstriert die transkulturelle Dimension der beiden Autoren anhand ihrer slowenischen Rezeption und **Beatrice Sandberg** erweitert die Kafka-Walser-Achse zu Peter Bichsel, wobei sie ihr Verhältnis zum Lesen und Gelesenwerden untersucht. Den ersten Teil schließt ein sehr informativer Forschungsüberblick **Hans-Joachim Jakobs** ab.

Die Beiträge im zweiten Teil konzentrieren sich vorwiegend auf Franz Kafka, wobei **Dejan Kos** anhand seiner Kanonisierung auf Mechanismen der literarischen Autonomisierung in der (Spät-)Moderne hinweist, **Štefan Vevar** eine Typologie der aktuellen slowenischen Übersetzungen von Kafkas Kurzgeschichten aufstellt, **Mirko Križman** verschiedene literaturgeschichtliche Kafka-Beiträge vergleicht und **Irena Światłowska-Predota** die Rezeptionsgeschichte Franz Kafkas in Polen erforscht. Während **Zoltán Szendi** einige neue Perspektiven in den bekannten, oft recherchierten Texten zu finden versucht, konzentriert sich **Sabine Gözl** auf Kafkas späte Texte.

Dass sowohl Kafka als auch Walser für viele Autorinnen und Autoren den Status eines „Unumgänglichen“ genießen, beweisen in ihren Studien **Renata Cornejo**, die das ganze Werk von Libuše Moníková und Jan Faktor als einen Dialog mit Kafka auffasst, ferner **Amalija Maček**, die die Wichtigkeit Kafkas für Ilse Aichinger („Fräulein Kafka“) hervorhebt und schließlich **Christa Gürtler** und **Neva Šlibar**, die zahlreiche Korrespondenzen zwischen Walser und Elfriede Jelinek untersuchen, gehe es da um das Prinzip des Spaziergangs (Gürtler) oder der Märchenprinzessinnen (Šlibar). **Fernando Magallanes** untersucht Robert Walser als das paradigmatische Beispiel eines „vergessenen“ kanonischen Autors und **Dariusz Komorowski** stellt seine literarischen und sozialen Durchsetzungsstrategien als einen Kampf um die Erhaltung der gesellschaftlichen Position als ‚Legislator‘ (nach Bauman) dar.

Den Band schließen eine Bibliographie von und über Franz Kafka und Robert Walser in slowenischer Sprache sowie die für Sammelbände bei Weitem nicht selbstverständlichen Sach- und Personenregister ab. Fazit: Der Sammelband zeichnet sich durch eine Stimmen-, Perspektiven- und Nationen-Pluralität aus: Die Beiträge von Autorinnen und Autoren aus 14 verschiedenen Ländern reichen von biographischen Bezügen, historischen Kontextualisierungen, typologischen Vergleichen, thematischen Schwerpunkten bis zu Deutungsperspektiven, der Rezeptionsgeschichte, Einzelinterpretationen, Bezügen zu anderen Autorinnen und Autoren etc., wobei als roter Faden im Vordergrund das dialogische Prinzip bleibt, das sich nicht nur auf die Beziehung Kafka – Walser beschränkt, sondern auch zahlreiche Bezüge zu anderen Autorinnen und Autoren herstellt. Zweifellos ein gewichtiger Beitrag zur Kafka-Walser-Forschung, die damit um neue Verbindungen zwischen den Textlabirynthen Kafkas und Walsers bereichert wird.

Irena Samide (Ljubljana)

IVA KRATOCHVÍLOVÁ / NORBERT RICHARD WOLF (Hrsg.): Kompendium Korpuslinguistik. Eine Bestandsaufnahme aus deutsch-tschechischer Perspektive. Heidelberg: Universitätsverlag Winter, 2010, ISBN 978-3-8253-5793-1, 319 S.

Hinführung

Im „Kompendium Korpuslinguistik“ sind Beiträge vereint, die im Rahmen einer internationalen Konferenz, initiiert durch die Universitäten von Opava und Würzburg, vorgestellt wurden. Herausgekommen ist nicht nur ein sehr vielseitiger Forschungsüberblick mit einem deutlich synchron sprachvergleichenden (tschechisch-deutschen) Schwerpunkt, sondern auch eine Sammlung allgemeiner Fragen zum Umgang mit Korpora und zu Art und Aufbau von korpuslinguistischen Analysen.

Aufbau und Zielsetzung des Kompendiums

Das Kompendium gliedert sich in drei große Beitragsteile: „Grundsätzliches“ zur Korpuslinguistik, „Das DeuCze-Korpus“ und „Projektdokumentationen“. Hinzu kommt eine knappe Einführung in das Thema und ein Register. Zum Sammelband beigetragen haben Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen aus Tschechien (u. a. Opava, Ostrava, Brno) und Deutschland (u. a. Mannheim, Potsdam, Würzburg). Die thematische Zusammensetzung des Kompendiums verrät die breite Spannweite der Forschungsmöglichkeiten auf korpuslinguistischer Basis. So sind nicht nur Beiträge zur methodisch-praktischen Umsetzung von Forschungsvorhaben vertreten (z. B. **Annette Klosa, Ilka Mindt**). Ein weiterer Schwerpunkt liegt auf der Präsentation konkreter Fragestellungen, die mit Hilfe der Korpuslinguistik beantwortet werden sollen (z. B. **Iva Kratochvílová, Vlastimil Brom, Jaroslav Kovář**).

Leider sind viele der vorgestellten Forschungsvorhaben wenig innovativ und lassen mitunter das angestrebte Forschungsziel nicht ganz deutlich werden. Bei einigen Arbeiten stellt sich zudem die Frage nach dem linguistischen Mehrwert. Zwar sind die methodisch meist überzeugenden, eher quantitativen Untersuchungen ohne Zweifel ambitioniert durchgeführt worden. Was allerdings oft fehlt, ist ein fundierter und erkennbarer theoretischer Hintergrund, der sich nicht nur auf das Repetieren linguistischer Allgemeinplätze beschränkt, sondern darüber hinaus nach neuen, speziell auch mit korpuslinguistischen Mitteln erreichbaren, Ansätzen strebt. Dieser Mangel ist v. a. angesichts der wenigen sehr guten Beiträge bedauerlich (z. B. **Hana Bergerová, Tomáš Káňa, Ralf Zimmermann, Sabine Krome**), die nun Gefahr laufen, in der schlechten Gesellschaft unterzugehen.

Ein kurzes Beispiel mag die Kritik illustrieren. **Agnes Goldhahn** möchte in ihrem Projekt (*Wissenschaftstexte kontrastiv: Korpusdesign*) der Frage auf den Grund gehen, inwiefern sich deutsche und tschechische Wissenschaftstexte kulturell unterscheiden. Wie bereits der Titel verrät, geht Goldhahn in ihrer Projektdokumentation auch sehr ausführlich auf die Anforderungen (nach Scherer – fehlt bei den Literaturangaben – und Hunston) an ein Korpus ein, mit dessen Hilfe kulturelle Unterschiede aufgedeckt werden können. Der Aufbau ihres Korpus ist dabei unbestritten interessant und wichtig – nur stellt sich am Ende der Lektüre die Frage, wie die kulturellen Unterschiede aus den Texten extrahiert werden sollen, wenn noch nicht einmal der Begriff „Kultur“, sprich: der Untersuchungsgegenstand, definiert worden ist. Strebt Goldhahn eine linguistische

Analyse an? Welche Kriterien möchte sie ansetzen? Der interessierte Leser kann dazu weder in der Einleitung noch im Fazit eine Erklärung finden (auch wenn diese unzweifelhaft existiert). Eine Klärung wäre aber wichtig, schon allein um die Anforderungen an das Korpus nachvollziehbar zu machen.

Und noch etwas fällt insgesamt leider negativ auf: Vor allem zu Beginn des Buches erschweren zahllose Rechtschreib-, Grammatik- und Ausdrucksfehler die Lektüre. Auch die Qualität der Grafiken könnte oftmals sehr viel besser sein.

Fazit

Die Korpuslinguistik hat als Methode einen sehr großen Wert für die sprachwissenschaftliche Forschungstätigkeit. Umso trauriger ist es, dass ihr Potential oftmals ungenügend ausgeschöpft wird. Soll die Korpuslinguistik endlich (!) allgemein als vollwertige, linguistische Methode anerkannt werden, müssen sich ihre Anhänger intensiv und selbstkritisch mit den Vorwürfen (u. a. das planlose, unreflektierte Sammeln von Sprachdaten) der Gegenseite auseinandersetzen. Korpuslinguisten sollten immer bedenken, dass eine Korpusanalyse nicht die wissenschaftliche Auseinandersetzung mit einem Thema ersetzt, sondern diese unterstützt, aber auch zu neuen Blickwinkeln führen kann.

Als Übersichtswerk über laufende korpuslinguistische Projekte ist das Kompendium sicher zu empfehlen. Als Vorbild für eigene Untersuchungen aber in vielen Fällen leider nicht!

Karen Lehmann (Kiel)

STEFFEN MARTUS / CARLOS SPOERHASE: *Praxeologie der Literaturwissenschaft*.

In: *Geschichte der Germanistik* 35/36, 2009, ISBN 978-3-8353-0547-2, S. 89-96.

Es ist keine neue Beobachtung, dass methodische Fragen oft erst dann substantiell reflektiert werden, wenn die entsprechende Methode in eine Krise oder einen Konflikt gerät (siehe DANNEBERG 2007: bes. 107ff.). Steffen Martus und Carlos Spoerhase sehen sich mit solch einer Krisensituation konfrontiert und nehmen diese zum Anlass, literaturwissenschaftliche Methoden mit *praxeologischem* Blick zu überprüfen. Dabei geht es ihnen nicht um den Nachweis der Theoriestabilität ihres eigenen Ansatzes etwa durch den Verweis auf seine interpretatorische Praktikabilität (was ebenfalls praxeologisch wäre). Vielmehr ist ihr nicht geringes Ziel, die Praktiken der Literaturwissenschaft als genuine Form der wissenschaftlichen Institutionalisierung herauszustellen. Diese konfliktäre nämlich mit den bildungspolitischen Umbauversuchen nach Bologna, womit nun auch die ursächliche Krisensituation genannt sei.

Einer knappen Rekapitulation der klar strukturierten Kernaussagen des Artikels soll eine konzise Kritik einzelner Argumente folgen, die sich besonders auf die von den Autoren vernachlässigte motivationale Dimension der Wissensaneignung konzentriert:

Praktiken sind oft unsichtbare, weil an *impliziten Normen orientierte Handlungsrouninen*. Sie werden in ihrer Relevanz häufig unterschätzt, obwohl sie den einzelnen akademischen

1 Kursivierungen und eingeklammerte Seitenzahlen im Haupttext verweisen auf übernommene Termini aus dem hier besprochenen Beitrag.

Disziplinen ihr *spezifisches Gepräge* verleihen (89)¹ und einen Großteil der *der akademischen Sozialisation und Enkulturation* einnehmen (91). Sie sind *notwendig* an die *persönliche Inkorporation* gebunden, *verdichten* sich zu einem eine *Lebensform* bestimmenden Habitus und lassen sich praxeologisch nur unter Berücksichtigung dieser *personalen Dimension* beschreiben (94). Das aktuelle Interesse der *Wissenschaftssoziologie* an diesen Prozessen bezieht sich auf *Könnerschaft*, die sich nicht in (über *Regeln*) *formalisierten Handlungsabläufen* ausprägt, sondern über *informelle Verhaltensroutinen* (90). Diese sind in ihrer *Vermittlung* ein Problem für die akademische Lehre, denn wissenschaftliche Praktiken funktionieren *projektformig*, und zwar im *Modus der Antizipation* und Planung (93). Diese *Vorstrukturiertheit* wird bei der Wissensaneignung oft nicht *miteingeübt* (94). Die beschriebenen Prozesse sind überwiegend praktische *Sozialisierungsprozesse* und deshalb *übungs- und zeitaufwändig* (96). Die Bildungspolitik der letzten Jahre mit ihren *verkürzten Studiengangstypen* stellt hierfür jedoch *anscheinend nicht ausreichend Zeit zur Verfügung* (96).

Der bereits mit zahlreichen kritischen Argumenten aufgestellten Liste gegen die Verkürzung auch geisteswissenschaftlicher Studiengänge im Rahmen der Bolognareform fügen die Autoren somit ein neues, vielleicht das bislang klügste hinzu. Sie können plausibel machen, dass die wissensspezifische Vermittlungsarbeit literaturwissenschaftlicher Institute – und nur von diesen reden sie – vor allem darin besteht, über ihre institutionelle Funktion als *Sozialisationsraum* praxisgebundene Formen der zeitintensiven Aneignung *prozeduraler und impliziter* Wissensbestände zu ermöglichen. Wie der Artikel zeigt, sind die beiden Autoren selbst ein gutes Beispiel dafür, wie schwer einmal implizit angeeignetes Wissen und die motivationalen Beweggründe dieser Aneignung *ex post* bewusst gemacht werden können: Die Grundannahme ihres Beitrags folgt, getreu ihrer *eigenen* wissenschaftlichen Sozialisation, der zu einseitigen Prämisse, dass literaturwissenschaftliche Institute ihre Studierenden *gänzlich* als zukünftige Wissenschaftler ausbilden sollten. Daher rührt der Ehrgeiz einer möglichst vollständigen Vermittlung der Routinen akademischer Praxis. Die Zielvorstellung der Studenten bezüglich ihrer Ausbildung konfliktiert aber mit diesem Anspruch. Zwar beginnt bis 2007 immerhin jeder Dritte nach dem abgeschlossenen germanistischen Magisterstudium eine Promotion, aber nur etwa jeder fünfte beendet diese auch;² lediglich neun Prozent der Magisterabsolventen bekommen nach dem Studium eine Anstellung an der Universität und haben somit überhaupt längerfristig ‚Zugang‘ zu institutionellen Praktiken.³ Die Forderung der Autoren verliert deshalb nicht an Wichtigkeit, sie darf aber nur für eine Minderheit der Studierendenschaft erhoben werden. Für den Großteil hingegen ist eine akademische Ausbildung wünschenswert, die der (empirisch einigermaßen gut erfassten)⁴ Realität zukünftiger studentischer Arbeitswelten gerecht wird und nicht bloß der unzulässig

2 Zu den Bedingungen geisteswissenschaftlicher Promotionen (im Vergleich mit naturwissenschaftlichen) vgl. WILLAND (2009).

3 Vgl. BRIEDIS et al., bes. S. 45 und 84. Sie beziehen sich auf Abschlussjahrgänge von 1993-2007.

4 Für einen Überblick siehe die o.g. Studie von BRIEDIS et al., S. 45.

5 Für eine stärkere Ausrichtung der Universitäten auf die Berufsziele der Studenten argumentiert auch WEILER (2010).